

(1986, Raymond Priestley Lecture). Die geisteswissenschaftlichen Fakultäten im UK leiden unter einer mangelnden Moral, unter mangelndem Nachwuchs und unter ständiger Kürzung ihrer finanziellen Mittel. W. diskutiert verschiedene Verteidigungsstrategien; er selbst betont die Bedeutung für die Gesellschaftskritik. Er verweist auf das Gemälde von Gauguin ‚Woher kommen wir? Was sind wir? Wohin gehen wir?‘ Damit seien die letzten Fragen der Geisteswissenschaften formuliert. Die Gesellschaft brauche eine Antwort auf diese Fragen, denn nur so könne sie sehen, in welcher Richtung ihre Entwicklung gehen muss. – “Sources of the Self. The Making of Modern Identity, by Charles Taylor” (1990, New York Review of Books). Taylor fragt nach unserer moralischen Identität, und deren Quellen nachzugehen bedeutet auch, ihre Geschichte zurückzuverfolgen. Bei aller Kritik an der Moderne sei Taylor “a world away from the denunciations of modern thought and the calamitous effects of liberal Enlightenment [...] his aim throughout is to suggest that we have more moral resources than we have thought, and to help us to understand [...] how we might better make use of them” (303). W. verweist auf die unterschiedliche Bewertung der Aufklärung durch Taylor und MacIntyre; er stimmt Taylor zu. Taylor habe jedoch den Gedanken Nietzsches nicht ernst genug genommen, dass, wenn es nicht nur keinen Gott sondern keinerlei metaphysische Ordnung gebe, unser Selbstverständnis vor einer völlig neuen Herausforderung stehe.

“Political Liberalism, by John Rawls” (1993, London Review of Books). W. zeichnet mit klaren Linien Rawls’ Entwicklung von “A Theory of Justice” (1971) zu “Political Liberalism” (1993). Es sei der eindrucksvolle Weg von einer universalen moralischen Theorie der sozialen und ökonomischen Gerechtigkeit zu einer politischen Theorie des modernen liberalen Staats mit seinem Pluralismus und seiner Toleranz. W.s abschließende Fragen lauten: Wie viel Raum lässt Rawls’ Liberalismus tatsächlich für radikal verschiedene moralische Konzeptionen des Menschen und der Gesellschaft? Welchen Platz findet in dem späteren Werk die für das frühere charakteristische (im Unterschiedsprinzip formulierte) Forderung nach einer grundlegenden Umverteilung des Vorteils? – “Why Philosophy needs history” (2002, London Review of Books). Nietzsches Vorwurf, der Mangel an historischem Sinn sei ein erblicher Defekt der Philosophen, müsse auch heute erhoben werden. “Indeed, a lot of philosophy is more blankly non-historical now than it has ever been. In the so-called analytical tradition in particular this takes the form of trying to make philosophy sound like an extension of science” (405). Die meisten Naturwissenschaftler seien nicht der Meinung, dass die Geschichte ihrer Wissenschaft für ihre Tätigkeit von Nutzen sei. Was dagegen für die Philosophie von Bedeutung ist, sei weniger ihre eigene Geschichte als vielmehr die Geschichte der Begriffe, die sie zu klären versuche, z. B. der Begriffe Freiheit und Gerechtigkeit. Philosophische Analyse ohne Geschichte bringe uns auf den Gedanken, diese für unser Denken so zentralen Begriffe müssten immer existiert haben. Die Naturwissenschaft folge der methodischen Forderung des Reduktionismus und motiviert deshalb nicht zum Verständnis von Geschichte. Ein historisch verarmter Stil der Philosophie, der sich an dieser Methode orientiert, stehe dem im Wege, was Aufgabe der Philosophie sei: “[...] our understanding who we are, what our concepts are, what we are up to, since there is no way of our understanding these things without a hold on our history” (412).
F. RICKEN SJ

2. Biblische und Historische Theologie

SCHMITZ, BARBARA / ENGEL, HELMUT, *Judit* (Herders theologischer Kommentar zum Alten Testament). Freiburg i. Br.: Herder 2014. 429 S., ISBN 978–3–451–26820–5.

Wer sich mit pointierten Hypothesen zu einem biblischen Buch zu Wort meldet, zumal in Grundsatzfragen, bei dem ist es spannend zu beobachten, ob sich diese Annahmen auch in allen Teilen des Buches durchhalten lassen. B. Schmitz und H. Engel haben sich dieser Nagelprobe unterzogen. Die Würzburger Alttestamentlerin bezieht schon seit gut zehn Jahren und in zahlreichen Publikationen Stellung zu Fragen des Juditbuchs, und H. Engel hatte schon vor über zwei Jahrzehnten maßgeblich in die Diskussion um das

Juditbuch eingegriffen. Beide stimmen in ihrer Grundeinschätzung des Buches überein, und so kam durch ihr Zusammenspiel ein Judit-Kommentar zustande, der ihre bisherigen Forschungsergebnisse bündelt und für eine Gesamtauslegung des Buches fruchtbar macht. Der Grundkonsens des Autorentandems besteht darin, „dass die Originalsprache der Juditerzählung Griechisch ist. Daher gilt auch: Die Bezugswelt der Juditerzählung ist sprachlich die griechische Bibel (Septuaginta) und sachlich die hellenistische Umwelt. So ergibt sich gegenüber bisherigen Kommentaren ein neuer Bezugsrahmen. Ihn beachtet unsere Auslegung erstmals konsequent und durchgehend“ (7). Eine Selbsteinschätzung, der uneingeschränkt zuzustimmen ist; mit deren Programm löst der Kommentar die Überprüfung seiner Generalhypothese in Detail ein.

Entsprechend bezieht die Kommentierung profangriechische Literatur mit ein, erblickt aber vor allem in der Septuaginta, die sie wieder und wieder eingespielt findet, einen ständigen Bezugspunkt. Ein 15-seitiges Stellenregister (415–429) belegt dieses besondere Interesse des Kommentars. Die andere, nicht minder bedeutsame Stärke des Kommentars liegt im Aufspüren von Struktur signalen und dem sich daraus ergebenden Textaufbau im Großen wie im Kleinen. Dem gehen die Autoren in einem *close reading* (68), also dem akribischen Aufspüren von Stilmitteln sowie syntaktischen, lexikalischen und thematischen Zusammenhängen nach. Für die inhaltliche Akzentsetzung ist dabei die Analyse von Leitwörtern besonders aussagekräftig.

Die abschnittsweise Kommentierung geht in stereotypen Schritten vor: Vorangestellt ist ihr jeweils eine Literaturlauswahl, dann folgen der Text in deutscher Übersetzung und eine Rechtfertigung der Übertragung, die auch textkritische Entscheidungen miteinschließt. Eine Strukturanalyse verschafft einen angemessenen Überblick über und einen geeigneten Einstieg in die Perikope, bevor die Vers-für-Vers-Auslegung den fortlaufenden Text kommentiert.

Wo es angebracht ist, veranschaulichen Tabellen und Landkarten die angenehm zu lesende Textinterpretation. Kopfzeilen verhelfen zur groben Orientierung innerhalb des Bandes, auf den inneren Rändern lassen Versangaben die gesuchte Stelle rasch auffinden, und die äußeren Randüberschriften geben inhaltliche Stichworte vor.

Auf eine theologische Auswertung, wie sie in ausführlichen Kommentarreihen im Anschluss an die Einzelauslegung üblich ist, verzichtet das Autorenduo. Vielleicht möchte es der Leserschaft aus rezeptionsästhetischer Zurückhaltung nicht vorgreifen, sondern ihr selbst überlassen, welche Schlüsse sie aus den erhobenen Bezügen ziehen will. Wer dennoch nicht auf die Einschätzung dieser beiden ausgewiesenen Fachleute verzichten möchte, muss sich an das Einleitungskapitel halten. Es behandelt das Judit-Buch in seinen verschiedenen Aspekten aus der Vogelperspektive.

Als erstes nimmt es sich die Textüberlieferung vor (38–40). Ausgehend von den kritischen Ausgaben und den Versionen gelangt die Darstellung über die Handschriftenfamilien zu dem Sonderfall der Vulgata. Die Übersetzung des Hieronymus stimmt „insgesamt nur zur Hälfte mit dem griechischen Text genauer“ (39) überein, ist „nicht nur um ca. ein Fünftel kürzer als die griechische Textform“ (39), sondern enthält gegenüber der Septuagintafassung auch Erweiterungen. In der Lateinischen Kirche wurde sie die maßgebliche Fassung, die auch hebräischen Judit-Übertragungen ebenso wie der Luther-Übersetzung als Vorlage diente (40). Die Frage der Rezeption überschneidet sich daher stark mit dem Thema der kanonischen Stellung des Buchs Judit (44 f.) und den Bemerkungen zu seiner Wirkungsgeschichte (67 f.). Während das Thema der Rezeptionsgeschichte innerhalb der Auslegung keine größere Rolle spielt, ist es durch fast sechs Seiten Literaturangaben (29–35) gewürdigt – die exegetische Bibliographie umfasst die Seiten 9–29.

Hauptanliegen der Einleitung sind hingegen die Abfassungssprache (40–43), der Buchaufbau (45–50) und seine inhaltlichen Momente (einschließlich der Einleitungsfragen nach Gattung, Ort und Zeit der Entstehung: 50–63) und hier besonders die theologische Aussage (63–67). Der Buchaufbau bringt die Spannungsbögen zutage mit „einem Tiefpunkt bei der Schilderung der Not in Betulia (Jdt 7) und [...] einem Höhepunkt bei der Tötung des Holofernes (Jdt 13). Demgegenüber bilden die konzentrisch angeordneten *Reden und Gebete* einen das ganze Buch übergreifenden Spannungsbogen mit einem Höhepunkt in der theologischen Lehre und dem Gebet Judits (Jdt 8–9)“ (49). Inhaltlich macht die Mischung aus realen Personen und Orten, die aber untereinander nicht im-

mer historisch zueinander passen, und erfundenen Figuren und Ortschaften den fiktiven Charakter der Erzählung deutlich. Entsprechend bestimmen die beiden Kommentatoren die Gattung des Juditbuchs als eine „romanhafte theologische Lehrerzählung“ (61). Ihre Datierung „um das Jahr 105 v. Chr.“ (62) gelingt aufgrund religionsgeschichtlicher Parallelen (Jdt 4,3; 1Makk 4,36–59; 2Makk 10,1–10), des in Jdt 4–16 umrissenen Siedlungsgebiets Israels, der judäischen Verfassung (Jdt 4,8; 11,14; 15,8) und „Bezugnahmen auf die ältere griechische Übersetzung (Old Greek) des *Danielbuchs*“ (63) außergewöhnlich präzise.

Die theologische Auswertung (63–66) der Juditerzählung ist von einer ausgeprägten Ambivalenz gekennzeichnet. Einerseits bezeugt sie ein hochstehendes Ethos und Gottesbild: Dem sich selbst vergottenden Nabuchodonosor und seinem Ausführungsorgan Holofernes, die sich auf militärische Macht stützen, steht Gottes Option für die Schwachen gegenüber. Im Kontrast zu den Potentaten lebt Judit ganz aus dem Vertrauen auf Gott. Inwieweit sich Israel an dieses Vorbild hält, entscheidet über Wohl und Wehe des Volkes. „Wie Abweichungen von der Gesetzestreue dem Volk Kriege, Exil und Tempelzerstörung brachten, so wird Gott, wenn sie sich ihm vorbehaltlos anvertrauen, ihr unüberwindbarer Schild gegen jede Macht der Welt sein (Jdt 5,17–21; 11,10–15)“ (66). Zur Faszination des Juditbuchs tragen auch „die Umkehrung von Gender-Erwartungen, die Verflüssigung der Geschlechterrollen in der Darstellung der Hauptfiguren Holofernes und Judit“ (66; vgl. 328) bei. „Andererseits haben viele Leser das Buch häufig mit gemischten Gefühlen, wenn nicht sogar mit moralischer Entrüstung betrachtet [...]. Werden hier nicht Täuschung durch doppeldeutige Aussagen und die direkt beabsichtigte Tötung eines Menschen als gottgewollte Mittel zur Rettung des Volkes gepriesen?“ (67). B. Schmitz und H. Engel relativieren das nicht allein durch den Vergleich mit ähnlichen biblischen Erzählungen; sie geben dem Tyrannenmord auch moralische den Vorzug vor der Kriegsführung. „Der Bezug auf die damals zeitgenössische Diskussion über die Tyrannentötung zeigt, dass die Juditerzählung für das Problem eine hohe Sensibilität entwickelt hat und eine entschiedene Antwort gibt“ (67).

Die theologische Einschätzung des Juditbuchs hängt unmittelbar mit ihrer Ursprungssprache und ihrem literarischen Referenzrahmen, nämlich der griechischen Bibel, zusammen. Die griechische Originalsprache (40–43) ergibt sich überzeugend aus dem gehobenen Griechisch der Erzählung, ihren Bezügen auf antike Autoren und ihrer Rezeption der Septuaginta. Insbesondere Septuagintazitate, die vom MT erheblich abweichen (vgl. u. a. Jdt 9,7f.; 16,2 // Ex 15,3; Jdt 8,16 // Num 23,19; Jdt 9,2 // Gen 34,7), belegen diesen sprachlichen Hintergrund. Theologisch ist es Ex 15 in der Septuagintafassung, „die die Juditerzählung wesentlich inspiriert hat“ (289). Und aus diesem Kapitel ist es wiederum der griechische V3 (vgl. Jdt 9,7f.; 16,2), der „die theologische Leitidee“ (398), „die Grundidee des Buches Judit“ (42) abgibt: „der Herr zerschlägt Kriege, Herr [ist] sein Name“. B. Schmitz und H. Engel stellen so das gesamte Juditbuch in „eine antimilitärische Deutungstradition von Ex 15,3^{MT}“ (289); und „die ganz unmilitärisch erreichte Tötung des für Unglück, Ruin und Ermordung vieler Unschuldiger Verantwortlichen“ (67), die nur geschieht, um Schlimmeres zu verhindern, setzen die beiden Ausleger in Gegensatz zu Krieg und militärischer Verteidigung. Doch ist bei dieser fast pazifistischen Einschätzung des Juditbuchs das Massaker der Israeliten am assyrischen Heer (Jdt 15) nicht unterbewertet? Und schwelgt – mit Martin Zimmermann (Gewalt. Die dunkle Seite der Antike, München 2013) – die detailliert ausgemalte Bluttat, wie sie Jdt 13 vorliegt, nicht weitaus mehr in Gewaltphantasien als der eher nüchtern konstatierte militärische Sieg von Jdt 15, sodass man Jdt 13 sogar als Spitze des Eisbergs Jdt 15 zu lesen hat? Die Probe aufs Exempel am Einzeltext entscheidet über eine zentrale Hypothese dieses ausgezeichneten Kommentars.

B. HERR

SCHWAB, ANDREAS, *Thales von Milet in der frühen christlichen Literatur*. Darstellungen seiner Figur und seiner Ideen in den griechischen und lateinischen Textzeugnissen christlicher Autoren der Kaiserzeit und Spätantike (Studia Praesocratica; Band 3). Berlin [u. a.]: de Gruyter 2012. 406 S., ISBN 978–3–11–024598–1.

Augustinus behauptet, Thales von Milet habe „Bücher“ hinterlassen, die seine Lehren enthielten (*De civitate Dei* 18,25). Skeptischer ist Eusebius von Caesarea: Nach einhelliger